

Aus Schönbuch und Gäu

Beilage der „Böblinger Post“ · Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatgeschichtsvereins

Nr. 4 · Böblingen, 14. Juli 1949

Der Weinbau im Gäu

Von Wilhelm Mönch †

Am 3. November 1947 ist in seiner Wahlheimat Unterjesingen der in weiten Kreisen unserer Heimat bekannte Oberlehrer Wilhelm Mönch im 72. Lebensjahr gestorben. In den langen Jahren seines erfolgreichen Wirkens im Lehrerberuf hat er sich um die Heimatkunde und Volkstumspflege im Schwabenland sehr verdient gemacht. Mit ungewöhnlichem Fleiß und großer Sachkenntnis hat er sich mit der Erforschung der Geschichte unserer Heimat befaßt und zahlreiche Arbeiten darüber veröffentlicht. Seine erstmals 1912 erschienene „Heimatkunde vom Oberamt Calw“ wurde ihrer Vortrefflichkeit wegen bald ein weitverbreitetes Volksbuch, das stoffliche Zuverlässigkeit und ansprechende Darstellungs-

auf dem herbstlichen Weinmarkt wurde. Als Freund der Natur hat er sich ferner stets der Sache des Wanderns angenommen und war eng verbunden mit dem Schwäbischen Albverein.

So sehen wir in dem Verstorbenen einen außerordentlich vielseitigen, für alles Schöne und Gute aufgeschlossenen Schulmann und Forscher, der es verstanden hat, sein Wissen und Können mit Erfolg weiteren Kreisen mitzuteilen und nutzbar zu machen. Zu seinem Gedächtnis veröffentlichen wir nachstehend Auszüge aus einer größeren Arbeit über den Weinbau im Gäu und im Ammertal, die er kurz nach dem ersten Weltkrieg niedergeschrieben hat.



Wilhelm Mönch in seinem Weinberg in Unterjesingen

weise vereinte. In gleicher Art sind seine Büchlein über Teinach und Zavelstein sowie über die Vor- und Frühgeschichte Lauffens geschrieben.

Nachdem Wilhelm Mönch 13 Jahre lang die Schule in Röttenbach bei Zavelstein betreut hatte, kam er 1917 nach Unterjesingen. Nun galt seine Arbeit besonders der Erforschung des Gäus und des Ammertals, der er zahlreiche kleinere Veröffentlichungen, darunter eine Schrift über die Wurlinger Kapelle und eine Abhandlung über die Befestigungsanlagen und Burgen im alten Oberamt Herrenberg, gewidmet hat. Besondere Beachtung schenkte er auch der Vorgeschichtsforschung. So hat er eine Steinzeitsiedlung auf der Unterjesinger Markung entdeckt und war an ihrer Ausgrabung wesentlich beteiligt, auch die Ausgrabungen der Burg Wehingen hat er durchgeführt.

Besonders aber lag Wilhelm Mönch der Weinbau am Herzen, dessen Wiederbelebung in Unterjesingen ausschließlich sein Verdienst war. Durch unermüdete Aufklärung und eigenes Beispiel überzeugte er seine Mitbürger von der Rentabilität der für diese Gegend angemessenen Edelsorten, so daß das Unterjesinger Weinbaugebiet bald ein Faktor

Unsere Vorfahren lebten im allgemeinen mehr in schlimmen als in guten Zeiten. Doch: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör“, sagt der Humorist. Die alten Schwaben hatten ihren Wein, in dem sie die Verdrießlichkeiten des Alltags ertränkten, so gut es ging. Der Wein war Volksgetränk; Bier gab es erst nach dem Dreißigjährigen Krieg, auch hatten nur die fünf Städte Stuttgart, Heidenheim, Blaubeuren, Calw und Urach das Privilegium, Bier brauen zu dürfen. Selbst das Herstellen des Obstmostes war teilweise verboten oder sehr beschränkt, um das Verfälschen des Weins zu verhindern. Die hohe Obrigkeit meinte, das Obst sei „vom lieben Gott zu gedeihlicher Speise, nicht aber zum mutwilligen Trinken geordnet“. Jedermann konnte sich ein Fäßlein Wein leisten, denn zeitweise war der Wein so billig, daß man z. B. 1584 ein Maß um einen Pfennig bekam, und weil selbst das kleinste Geldstück noch zu viel war, so bekam man vom Wirt noch ein Paar rote Schuhnestel gratis. Alles dies klingt wunderbar und märchenhaft, aber

es war möglich, wenn man die große Kaufkraft des Geldes der damaligen Zeit, die kleine Bevölkerung und die große Anbaufläche des Weinstocks in Betracht zieht. Bis zum Dreißigjährigen Krieg war der ganze Abhang des Schönbuchs von Tübingen bis Herrenberg hinaus nach Rohrau eine ununterbrochene Weinbergfläche; selbst in den Gäuorten wurde jede passend scheinende Halde mit Reben bestockt. Am meisten Verdienste um den Weinbau erwarben sich die Klöster, besonders diejenigen, die die Pfalzgrafen von Tübingen stifteten. Doch waren ohne Zweifel die besseren Lagen schon vor der Zeit der Klostergründung bestockt; möglicherweise mögen dort schon die Römer ihren Vinum gezogen haben, bis sie im Jahre 368 infolge einer unentschieden gebliebenen Schlacht zwischen dem Pfaffenberg und dem Wurlinger Kapelberg, in der ihr Kaiser Valentin selbst anwesend war, nach Straßburg abzogen und den Alamannen die Gegend überließen. Jedenfalls ruhte nun der Weinbau 500 bis 600 Jahre, bis ihn die Franken wieder einführten.

Die älteste Nachricht über den Weinbau in unserer Gegend vermittelt uns die Hirsauer Urkunde vom Jahre 1057, in der Kaiser Heinrich IV. die dem Kloster geschenkten Güter bestätigt, unter welchen sich auch Weinberge in Gültstein befanden, die Graf Adalbert von Calw dem Kloster schenkte. Außer seinen eigenen Gütern bezog Hirsau von den meisten Gültsteiner Weinbergen noch Naturalsteuern. Ebenso bekam das Kloster für die Benützung der Kelter ein gewisses Quantum Wein. Hirsau besaß dort so viele Güter, daß es einen eigenen Pflegehof in Gültstein errichtete, zu dessen Bau und Unterhalt es von den Pfalzgrafen von Tübingen das Holzbezugsrecht aus dem Schönbuch gegen jährliche Abgabe „von einem Karren Wein“ erhielt. Der Pflegehof wurde später in eine Wirtschaft, dann in ein Schulhaus verwandelt. Die Hirsauer gründeten in Mönchberg eine Kolonie, hauptsächlich um Weinberge anlegen zu lassen. Die verwöhnten Klosterbrüder werden zwar nicht allzuviel Mönchberger und Gültsteiner Wein getrunken haben (sie hatten auch Weinberge in Hessigheim und Heilbronn, am Rhein, in Hessen und im Elsaß. Zur Beförderung des Elsässers erbauten sie die Höhenstraße zwischen Enz und Nagold, „die alte Weinstraße“). Aber sie benötigten den Wein auch zur Bewirtung der Klosterbesucher und vorbeiziehenden Reisenden, für welche die Hirsauer einen eigenen Gasthof (jetzt „Hirsch“ und „Lamm“ bei der Nagoldbrücke) unterhielten.

Übrigens schien zu den Zeiten, als man noch auf gute Sorten etwas gab, der Mönchberger kein schlechter Tropfen gewesen zu sein, der sich selbst am Hof in Stuttgart sehen lassen konnte. Im Verzeichnis der 1556 im Schloß in Stuttgart lagernden Weine werden auch 6 Faß drei-

jähriger Mönchberger angeführt. Der damalige Herzog Christoph wollte dem Kaiser Maximilian II. ein Faß Lauffener zur Verehrung senden, war aber mit dem Muster nicht zufrieden und verlangte ein anderes, andernfalls solle man dem Kaiser ein Eimer Mönchberger schicken. In einem Gedicht, das Nikodemius Frischlin anlässlich der Hochzeit des Herzogs Ludwig (Sohn Christophs) verfaßte, hieß es: „Der Mönchberger bald trunken macht“. Bei einem Hoffest 1605 wurde u. a. Felmenwein aufgetischt, der an einer Halde über Haslach wuchs. Unter den Klöstern hatte das benachbarte Bebenhausen den größten Weinbesitz, besonders in den Orten des Schönbuchhangs.

Welch riesige Mengen Bebenhausen eingelegt haben muß, ersehen wir aus dem Umstand, daß das Kloster im Bauernkrieg an 4 Tagen 162 Eimer verlor, welchen die Bauern tranken oder auslaufen ließen, nachdem sie mit ihren Spießen die Weinfässer durchbohrten. Doch sei zur Ehre der durstigen Klosterbrüder erwähnt, daß sie nicht alle ihre eingelagerten Weine hinter die schwarze Binde gossen, sondern daß sie zur Bestreitung der Bekleidung und der Beköstigung noch viel Wein verkauften. So hatten sie in Ulm ein kleines Klosterlein gegründet und betrieben ums Jahr 1400 von dieser Filiale aus einen schwungvollen Weinhandel mit Neckarwein; auch in Reutlingen unterhielten sie eine Weinhandlung. In Unterjesingen besaßen außer den Bebenhäusern auch die Klöster Blaubeuren und Marchtal Weinberge. 1289 kaufte Bebenhausen alle Weinberge, die der Pfalzgraf in Unterjesingen besaß. Damals kostete ein Eimer 10 Kreuzer.

In Entringen hatte Bebenhausen schon vor 1229 Weinberge und kaufte später noch mehr dazu. Ferner besaßen hier Weinberge das Kloster Alpirsbach, das Nonnenkloster Reuthin bei Wildberg und die Karthause Güterstein. Außer den Hirsauern hatten auch die Bebenhäuser und Blaubeurer Weingärten in Gültstein. In Haslach treffen wir Güterstein und Reuthin, in Breitenholz Ottobeuren und Bebenhausen, in Kayh Bebenhausen, Blaubeuren und Reuthin begütert. — 1182 schenkte der Markgraf von Ronsberg in Bayern (wohl ein Verwandter der Pfalzgrafen von Tübingen) dem Kloster Ottobeuren bei Ronsberg 2 Morgen Weinberge in Altingen. Nachdem Ottobeuren hier Fuß gefaßt, ließ es die Ziegenweide am Ammertalhang zwischen Altingen und Reusten in ein Weingut umwandeln und brachte seinen Besitz auf 30 Morgen. Später scheinen die Weinberge zu Bebenhausen gekommen zu sein.

Nachdem Herzog Ulrich infolge der siegreichen Schlacht bei Lauffen sein Land wiedergewonnen hatte, führte er die Reformation ein, hob die Klöster auf und ließ den Klosterbesitz nach und nach verkaufen. So kamen die Weinberge wieder in den Besitz der Bauern, aber die vielen Abgaben blieben und wurden vom Staat eingezogen. Unter Herzog Ulrich bekamen die Pfarrer noch ihre Pfründungsnutzungen, aber sein Sohn Christoph ließ die Pfründen einziehen und gründete damit den „gemeinen Kirchenkasten“, aus dem die Pfarrer eine feststehende Besoldung er-

hielten, auch ein vom Ertrag unabhängiges Quantum Wein, oft 4 bis 6 Eimer, die Hälfte direkt aus der Kelter, die andere nach dem Ablassen. Der Pfarrer von Unterjesingen 2 Eimer, 13 Imi und 9 Maß. Von der Größe des damaligen Weinbaus zeugen die Einnahmen der geistlichen Verwaltung vom Jahr 1560, die an Wein angeführt 3111 Eimer, dazu vom Vorjahr 4858 Eimer. 1623 gab es im Bezirk folgende Kelter: 4 in Unterjesingen, eine in Reusten, dem Kloster Bebenhausen gehörende, 1760 infolge Aufgabe des Weinbaus überflüssig geworden, und zur Dorfkirche umgewandelt, je eine in Herrenberg (jetzt Kasten oder Steinhaus genannt), Gültstein, Tailfingen, Rohrau und Pfäffingen, 2 in Mönchberg, beide dem Kloster Hirsau gehörend und 4 in Kayh, 2 der „Kellerei“ (Kameralamt), 2 dem Kloster Bebenhausen gehörend. Die letzte Kelter wurde in ein Schafhaus umgewandelt.

In jener Zeit sei oft so viel Wein gewachsen, daß man ihn zu Mörtel verwendet habe. So soll die rötliche Farbe am Turm der Domkirche in Rottenburg vom Wein herrühren, den der Baumeister statt des Wassers zur Mörtelbereitung genommen habe. In Anbetracht der allzeit ausgetrockneten Maurerskehlen ist dies allerdings kaum zu glauben.

An den jetzt auch erloschenen Weinbau in Herrenberg knüpft sich eine tragisch historische Begebenheit. Im Jahre 1693 sah der württembergische Prinz Johann Friedrich, Sohn des Herzogs Eberhard III., Oberst eines Reiterregiments, von der Propstei in Herrenberg, dem jetzigen Dekanatshause, einen kaiserlichen Soldaten einen Trauben stehlen und gab im Unwillen einen Schreckschuß ab. Der kaiserliche General Palfy nahm dies übel, forderte ihn zum Duell und schoß ihn auf einem Acker zwischen Affstätt und Kuppingen nieder. In einer Handschrift vom Jahr 1771 wird berichtet, daß in Herrenberg „noch ein kleines Haldlein von 10 bis 12 Morgen allhier gebaut werde, der Wein sei aber schon 30 Jahre nicht mehr geraten, daher die Inhaber verlegen und auf Pflanzung anderer nützlicher Gewächse verfallen seien“. Noch 1784 gab es in Herrenberg Wein, der aber nicht „hinreißend“ gewesen sein mag, denn als niedrigster Preis wird pro Eimer 8 Gulden angegeben.

Wie kam es nun, daß der einst so blühende Weinbau fast völlig aufhörte?

Wie anno 48 die Revolution in Böblingen verhindert wurde

Als im Jahre 1848 die politische Spannung ihren Höhepunkt erreicht hatte, da pflegte die Böblinger Bürgerschaft des Abends sich im Wirtschaftslokal der Dinkelakerei zu versammeln, während die Honoratioren, die Beamten und die Herren, im Nebenzimmer, dem sogenannten Herrenstüble, die neuesten Nachrichten besprachen. Zuletzt wurde die Stimmung so gereizt, daß man bewaffnet ausging, die Herren mit dem Stockdegen, die Bürger mit Knüppeln.

Endlich kam eines schönen Tages der große Augenblick. Wohl gegen hundert Bürger saßen in der Wirtschaft, wohl über ein Dutzend Honoratioren im Herrenstüble. Da erhob sich der Nille Fritz, ein großer und starker Mann, schlug mit seinem

Schuld war vor allem daran der Dreißigjährige Krieg, die hohen und vielen Steuern, das Aufkommen des Most- und Biertrinkens, die Vermehrung der Bevölkerung, die ein größeres Areal für den Frucht- und Futterbau verlangte, die Einfuhr fremder Weine mit zunehmender Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, fortgesetzter Mißwachs infolge der Frühjahrsfröste, die Einführung schlechter Sorten und zuletzt der Anbau des Hopfens, der viel Zeit und Platz in Anspruch nimmt. In unserer Gegend wurden wohl die ersten Hopfen in Württemberg angebaut. Die Kriegsjahre mit ihrem größeren Verbrauch führten zur Begünstigung der Elender oder Putzscheren, die zwar Massenerträge lieferten, aber dem Absatz schadeten und den Weinhandel nach den napoleonischen Kriegen fast lahmlegten. Der Elender ist nichts anderes als die berühmte Tokayertraube die schwäbische Kolonisten aus Ungarn mitbrachten, nicht ahnend, daß die Rebe, die in ihrer Heimat den feurigen Wein erzeugt infolge der ungünstigeren Daseinsbedingungen zum Rachenputzer herabsinken würde. Den Namen Putzscher hat dieser „Büttenfüller“ daher, daß man früher mit einer Putzscher, die man zur Bedienung der Ampeln brauchte, die Spitze abzwickte, damit die Trauben nicht gar zu groß werden und besser ausreifen sollten. Wohl erklärten ihnen die Regierung öfters den Krieg, so in scharfen Verordnungen 1791 und 1892, aber auszurotten war sie nicht, Da nach den napoleonischen Kriegen die Keller überfüllt waren und die Weingärtner ihren Wein kaum absetzen konnten, so wurde im Jahre 1825 in Württemberg eine „Gesellschaft für Verbesserung des Weinbaus“ gegründet, die Vorgängerin des Württ. Weinbauvereins. Sie nahm hauptsächlich den Kampf gegen die Elender auf und sorgte für Einführung besserer Sorten (Weißbriesling, Traminer, Klevner und Gutedel) und Gewährung von Prämien. Doch nahm in unserer Gegend der Weinbau zusehends ab. Im Jahr 1855 waren noch 663 Morgen angepflanzt. Im Jahr 1900 war der Weinbau auf 282 Morgen zurückgegangen und hat seither noch Jahr um Jahr abgenommen. Doch wird aber jetzt der tiefste Stand erreicht sein und statt dem gänzlichen Aufgeben der uralten Kulturen des Weinstocks, scheint jetzt ein Wendepunkt und Anfang zum Aufstieg eingetreten zu sein. HGV

mächtigen Prügel auf den Tisch, daß alle Gläser klirrten, und rief mit einer Bärenstimme: „So, ond i sag, jetzet gohts laos!“ Und nun hätte die Revolution in der Oberamtsstadt Böblingen anfangen können. Da sprang die kleine, aber energische Wirtin, die Frau Dinkelaker, herzu, nahm den Rieden beim Ohr und sagte: „Horchet, Fritz, sitzet na' ond send mer still, oder i schmeiß euch naus!“ Und der Fritz duckte sich vor den blitzenden Augen der Dinkelakerin und setzte sich gehorsam und still auf seinen Platz.

Da ging's wie eine Befreiung durch den Saal, und alles lachte und jubelte. Das Ende aber war der Friede im Städtle. So hat die Dinkelakerin anno 1848 die Revolution in Böblingen überwunden. HGV

Wo war Altingen?

Keine Ortschaft, aber Erinnerung an das Urdorf Sindelfingen.

Wir meinen hier nicht die Gemeinde Altingen im Gäu, sondern den sagenhaften Ort, den es einmal zwischen Sindelfingen und Böblingen gegeben haben soll. Über seine Lage bestehen allerdings die widersprechendsten Meinungen. Begünstigt wird diese Unsicherheit durch eine Reihe von Flurnamen, die weit auseinanderliegende Örtlichkeiten bezeichnen. So trägt in Sindelfingen die Gegend ostwärts der Alten Böblinger Straße zwischen Bleichgraben und Goldberg heute noch den Fl. N. „Altingen“. Alte Leute sprechen auch noch vom „Altinger Friedhöfle“ unmittelbar ostwärts dieser Straße, einer alamannischen Grabstätte. Die Goldbergbrücke südlich davon heißt auch „Altinger Brücke“; bei ihr stand einstmals die „Altinger Kapelle“ am hl. Kreuz. 1 bis 2 km südostwärts davon liegt der jetzt zur Böblinger Markung gehörende „Altinger Wald“, der früher der Herrschaft Württemberg gehörte und in dem die Sindelfinger ihr Vieh treiben durften. Ferner gab es den „Altinger Graben“ und die „Altinger Krautgärten“, im Südwesten Sindelfingens das „Altinger Ried“. „Altinger Weg“ wurde auch das „Rennfädle“ vorrömischen Ursprungs genannt, das von Hirsau her über Döffingen nach Sindelfingen und von da über die Steige in Richtung Vaihingen führte — nicht zu verwechseln mit dem in nord-südlicher Richtung westlich der Sindelfinger Markung verlaufenden „Rheinstraße“. Ein anderer „Altinger Weg“ führte von Dagersheim her direkt zur „Altinger Brücke“, die schon in vorgeschichtlicher Zeit eine bedeutende Wegkreuzung gewesen war.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß aus den unbestimmten Hinweisen der Flurnamen kein eindeutiges Bild zu gewinnen ist. Nun erscheint aber auch in allen uns bekannten Quellen (Urkunden, Chroniken, Lagerbüchern) bei aller Ausführlichkeit nie der Name Altingen für einen vorhandenen Wohnplatz, sondern immer nur als Flurname oder Ortsbezeichnung im Gelände. All das weist schon darauf hin, daß die volkstümliche Überlieferung fehlgeht, wonach noch im Mittelalter dort irgendwo ein Dorf namens Altingen gestanden sei. Wie ist der Name dann aber zu erklären?

Das Urdorf Sindelfingen

Hierzu müssen wir einiges über die Frühgeschichte unserer Gegend wissen. Schon zur Römerzeit war sie ziemlich dicht besiedelt. Ein ausgedehnter Gutshof befand sich z. B. zwischen der heutigen Sindelfinger katholischen Kirche, der Ziegelei Hamm und der Bahnhofstraße, ein anderer am Nordwesthang des Goldbergs und ein dritter auf dessen Südostseite, beiderseits der heutigen Bahlinie beim „Altinger Wald“; seine Umrisse waren noch vor 100 Jahren im Gelände erkennbar. Als die Alamannen die Römer im 3. Jahrhundert n. Chr. vertrieben hatten, ließen sie sich in der Nähe der alten römischen Wohnplätze nieder. Man bildete damals noch keine geschlossenen Gewanddörfer wie in späteren Jahrhunderten, sondern siedelte in einzelnen Gehöfte-

gruppen, zwischen denen Streifen freien Landes lagen und die oft durch Wasserläufe voneinander getrennt waren. So saß auch die Sippe des Sindolf beiderseits der sumpfigen Niederung des Goldbachs, unmittelbar angelehnt an die einstigen Römerhöfe, in der Gegend der Ziegelei Hamm und am Goldberg. Ihre Toten begruben sie familienweise unmittelbar bei ihren Gehöften, und tatsächlich sind in der alten Lehmgrube der Ziegelei Hamm und bei Bauarbeiten auf dem Goldberg auch zahlreiche alamannische Reihen-Gräber entdeckt worden; die wertvollen Grabbeigaben befinden sich in der Staatl. Altertümersammlung in Stuttgart und werden wohl bald wieder der Besichtigung zugänglich sein. Diese beiden Siedlungen bildeten zusammen das Urdorf Sindelfingen.

Wie lange die Siedlung am Goldberg bestanden hat wissen wir nicht. Wir haben aber Grund zu der Annahme, daß sich die nördliche Niederlassung mehr und mehr zu einem Gewanddorf entwickelt hat, wie es auch sonst vorkam. Die erhöhte Sicherheit einer geschlossenen Ortslage hat dabei in den unruhigen Zeiten sicher eine große Rolle gespielt. Auch eignet sich der Boden auf dem Goldberg bekanntlich mehr für Wiesen als für Äcker oder gar Gärten, was die heutigen Goldbergbewohner bezeugen können.

Der Wohnplatz südostwärts der Sindelfinger Altstadt war also das eigentliche Alt-Sindelfingen und wird seit dem 11. Jahrhundert oftmals erwähnt.

Mit dieser siedlungsgeschichtlichen Betrachtung sind wir der Deutung des Namens „Altingen“ ein gutes Stück näher gekommen. Orte namens Altingen oder Aldingen gibt es viele, z. B. Aldingen a/N. und Altingen bei Herrenberg. Wie alle —ingen— Namen ließe er sich von einer Sippe, etwa des Aldo, herleiten. Dies trifft aber in unserem Falle nachweislich nicht zu, und auch für eine Ableitung von dem germanischen alah (Heiligtum), nach dem z. B. Altdorf (1204 Alcdorf) genannt ist, besteht kein Anlaß.

Die einfachste Erklärung ist auch hier die richtige. Bekanntlich hat sich im Volksbewußtsein die Erinnerung an alte Stätten oft durch Jahrhunderte erhalten, ohne daß die Überlieferung etwas von den zeitlichen Abständen weiß. So werden mit dem Ausdruck „alt“ sehr häufig Fundstätten aus ganz verschiedenen Zeitabschnitten bezeichnet, und es läßt sich nicht daraus entnehmen, ob es sich um einen Ort aus der Römerzeit oder aus dem Mittelalter handelt. Mit dem Bestimmungswort „alt“ leben oft einstige Siedlungen weiter, ohne daß ihr ursprünglicher Name bekannt wäre. Sie bezeichnen einfach den alten abgegangenen Ort im Gegensatz zum späteren neuen. Es kommt auch vor, daß eine neu gegründete Stadt den Namen des Dorfes übernimmt, aus dem sie entstanden ist, während das Dorf mit dem Bestimmungswort „alt“ weiterbesteht; z. B. Altenstadt bei Geis-

lingen/St., aber auch die Altstadt bei Rottenburg und bei Rottweil oder die Altenburg bei Cannstatt an Stelle des römischen Kastells.

So ging es auch in Sindelfingen. Als 1263 neben dem Dorf die Stadt gegründet wurde, zog sich die Bevölkerung hinter die festen Mauern zurück, die in den Kriegsläufte jener Zeit doch besseren Schutz boten als der offene Flecken, der 1^{1/2} Jahrhunderte zuvor schon einmal bei einer Fehde eingeäschert worden war.

Die Siedlungen außerhalb der Stadt, zu denen auch das später entstandene Sommerhofen gehörte, gingen mit der Zeit ein. Vielleicht sind sie auch z. T. durch kriegerische Ereignisse zerstört und nicht wieder aufgebaut worden.

Für sie entstand allmählich der Begriff „Altingen“

Dabei wußte man später nicht mehr, wie viele es waren und wo sie eigentlich genau gelegen hatten. So kam es, daß später nicht nur die abgegangene Sindelfinger Teilorte darunter verstanden wurden, sondern auch der alte Römerhof beim „Altinger Wald“, welcher letzterer von ihm seinen Namen trägt. Und so erklärt sich auch die verstreute Lage der Flurnamen, die sich ja auf ganz verschiedene Siedlungen beziehen.

Die Wortbildung mit dem Grundwort —ingen ergab sich aus dem Sprachgebrauch unserer Gegend, wo fast alle alten Orte auf —ingen lauten. (So hieß z. B. Nufingen früher Nuweran, die Endung —ingen verdankt es nur der Angleichung im Volksmund.)

Auf dieselbe Weise ist der Name „Hinterlingen“ entstanden. 1523 hieß der dem See benachbarten Waldteil noch „Lindach“, der See wird als „hinter Lindach“ gelegen bezeichnet. 1580 heißt derselbe See schon „Hinterlinger See“. Von einer Siedlung gleichen Namens ist nichts bekannt.

Der Flurname „Hofstetten“, die Gegend um den jetzigen Bahnhof Sindelfingen, erinnert ebenfalls an die nach dem Wegzug der Bevölkerung in die Stadt verlassenen Höfe.

Wir fassen kurz zusammen: Eine Ortschaft, die zur Zeit ihres Bestehens den Namen Altingen getragen hätte, hat es zwischen Böblingen und Sindelfingen nie gegeben. Der Name bezieht sich auf die vor Gründung der Stadt Sindelfingen vorhanden gewesenen Teile der Gesamtsiedlung südlich der heutigen Stadt und dem Goldberg. In Böblingen wird bisweilen auch der ehemalige Römerhof beim „Altinger Wald“ so genannt. Nur die „Altinger Kapelle“, deren Baujahr wir nicht kennen, stand noch Ende des Mittelalters an der „Altinger Brücke“. Ein Vikar des Sindelfinger Chorherrnstifts hatte an ihrem dem Brückenheiligen Nikolaus geweihten Altar die Messe zu lesen. Die Nikolauspfründe war von dem Sindelfinger Propst Ulrich von Gültlingen, eine Glocke von dem Chorherrn Konrad von Wurmlingen gestiftet worden, dem wir die „Sindelfinger Chronik“ verdanken.

Die Hemmlingsfehde

Zu Kuppungen im Gäu lebte in alten Zeiten das Rittergeschlecht der Hemmlinge; mehrere Glieder dieser Familie nannten sich auch „Freie von Kuppungen“. Ihr Wappen zeigte im rechten Feld einen Bracken auf den Hinterfüßen stehend. Die Hemmlinge waren Dorfherren zu Kuppungen und hatten die Vogtei mit den Rechten in Zwingen und Bännen, über Weide und Wald und was dazu gehört.

Wie das Wappen kundtat, waren sie streitbare Männer, die sich auf die Hinterfüße stellten wenn's nottat. Einmal ist es nun vorgekommen, daß einer der Sippe, Ritter Trutwin der Hemmling, ein treuer Waffengenöß Markgraf Rudolfs von Baden, etlich Spänne mit seinem Landesherren, dem Pfalzgrafen Rudolf dem Scherer von Tübingen auf Schloß Herrenberg auszufechten hatte. Der Kuppinger, seinem Wahlspruch: „Schlag zu, wann's braucht!“ getreu, kundschaftete aus wo und wann er den Pfalzgrafen stellen konnte. Der hatte ja Burgen und Meierhöfe und Schupflehen landauf und landab; so auch zu Malmsheim im Würmgau drüben. Dort überfiel der Kuppinger den Pfalzgrafen auf offenem Feld und verwundete ihn schwer.

Aus dieser bösen Tat erwuchs die Hemmlingsfehde, in der bald der Hemmlinge ganze Sippe durch Jahr und Tag gegen den Pfalzgrafen vereinigt war. Die Kuppinger boten dem Pfalzgrafen in ihrer Feste neben der wehrhaften Kirche harten Trutz, taten ihm Abbruch, wo immer sie konnten, und hielten sich so wacker, daß im Volksmund der Spruch aufkam:

„Auf Kuppinger Hengst
Schwitzt keiner in Angst;
Der Kuppinger Stirn
Ist auch net von Zwirn,
Und der Kuppinger Arm —
Daß Gott erbarm ...!“

So zog sich die Fehde achtzehn Jahre hin, und es floß viel Blut auf beiden Seiten. Aber endlich ging den Hemmlingen doch der Schnauer aus, denn des Pfalzgrafen

Macht war ihnen überlegen. Namentlich der alte Oheim Kraft Grosbrot der Hemmling, welcher Kirchherr zu Kuppungen und den Sindelfinger Stiftsherren befreundet war, vermittelte eine friedliche Richtung oder Einung mit der Gegenseite. Aber auch der Pfalzgraf war der alten Händel vor den Toren seiner Burg Herrenberg müde, und so kam um die Johanniszeit des Jahres 1306 ein Vergleich zustand. Es ward ein Richtungsbrief aufgesetzt und feierlich beschworen.

Und es heißt in selbigem Brief, daß die Ritter ihre Burg zu Kuppungen und ihre Zehntrechte an den Pfalzgrafen verkaufen. Die Burg müssen sie dazuhin abbrechen: das Fachwerk bis Jakobi desselben, das Mauerwerk bis Martini des andern Jahres. Dafür dürfen die Hemmlinge für sich ein Wohnhaus bauen mit zwei Gaden oder Stockwerken, und es soll der untere Gaden

aus Stein und elf Schuh hoch sein und der obere aus Holz und auch elf Schuh hoch. Die Tür soll zu ebener Erde hineingehen, das Haus weder mit Schießscharten versehen, noch mit einer Mauer geschützt sein, und der Graben, den sie um das Haus ziehen mögen, darf nicht weiter und tiefer sein, als ein Mann Erde mit der Schaufel herauswerfen kann. Die Hemmlinge müssen für die Erfüllung dieses Vertrags sechs ehrbare Ritter und Freie als Geiseln stellen.

All dies bedeutete aber eine so schwere Demütigung für die stolzen Ritter, daß sie bald von hinnen wichen und ihre Kuppinger Höfe und Güter verkauften bis auf ein Haus und ein paar Äckerlein.

Der Letzte des Geschlechts der Freien und Ritter von Kuppungen, Fritz der Hemmling, fiel hundert Jahre nach der Malmsheimer Untat seines Ahnherrn in der Schlacht bei Döffingen. Mit seinem Tod ist die Sippe der Hemmlinge erloschen.

HGV

Die Sage von der Glocke im Hinterlinger See

Graf Adalbert von Calw, genannt Atz im Bart, kehrte eines Tages von der Jagd im Sindelfinger Wald müde heim auf seine Burg Sindelfingen. Er legte sich zur Ruhe nieder und hatte dabei alsbald einen seltsamen Traum. Ihm däuchte, er sehe einen Mann in weißem Gewande vor ihn treten und hörte ihn also sprechen: „Graf Atz im Bart, als ich auf Erden wandelte, war ich Martinus, ein Bischof im Frankenreiche; nun ich aber bei Gott bin, so hat er mich gewürdigt, unter seinen Heiligen zu sitzen. Ich habe dich nun erkoren, an diesem Orte eine Kirche zu bauen, und ich will deren Beschützer sein. Du sollst dazu die Mauern deiner Burg abbrechen lassen und aus ihren Steinen ob dem Flecken Sindelfingen das Gotteshaus errichten. Zum Zeichen aber, daß ich Gottes Bote bin und es sein Wille ist, den ich dir, Graf Atz im Bart, überbringe, so sei dir gesagt: In einem stillen Waldsee, der gegen Sonnenaufgang liegt, wird man eine Glocke

finden, die im Uferschlamm versunken ist; diese soll der Erstling für das Gotteshaus werden und für ewige Zeiten auf seinem Turm hangen.“

Der Tag graute, als sich einer der Jäger des Grafen bei seinem Herrn meldete. „Was bringst du?“, fragte der Graf erregt. „Herr, vergebt, daß ich so ungestüm hier eindringe“, sprach der Jäger, „aber ich machte in dieser Nacht einen seltsamen Fund. Schon lange war ich einer Wildsau auf der Fährte, die jede Nacht die Felder rings verheert. Gestern abend fand ich wieder ihre Spur. Wie ich sie verfolge, komme ich zu einem kleinen See im Walde. Im Gestrüpp dicht am Ufer fand ich die Sau mit ihren Jungen in einer Höhlung am Boden. Der Rand der Höhlung aber glänzte wie Metall. Ich vertrieb die Tiere und untersuchte die Höhlung näher; siehe da, es war der Bauch einer ungeheuren Glocke, welche die Wildsau aus dem Morast des Ufers gewühlt hatte. Und nun eilte ich, um euch, hoher Herr, dies Wunder zu vermelden“. An diesen Worten erkannte der Graf, daß Gottes Bote zu ihm gesprochen und nicht der nächtliche Versucher, darob er immer noch Zweifel gehegt hatte.

Nun sandte Graf Atz im Bart eilends Männer an den See, um die Glocke zu bergen. Man fand sie ganz nach des Jägers Bericht. Mit saurer Mühe wurde sie aus dem Schlamm gezogen und auf ein Ochsenfuhrwerk verladen, das sie gen Sindelfingen brachte, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Graf Adalbert tat aber, wie der Heilige ihn geheißen und erbaute ein stattlich steinern Gotteshaus mit hohen Hallen und herrlichen Altären, Gottesdienst daran zu tun. Den Turm stellte man gesondert von der Kirche, und als er unter Dach war, da wurde die große Glocke drin aufgehängt, und ihr eherner, tiefer Klang rührte der Frommen Herz.

Die Glocke soll in späteren Jahren nach Stuttgart verbracht und dort aufgehängt worden sein. Ihr Klang erscholl aber dort unten im Tal zornig und traurig, zumal wenn sie rief: „Susanna, Susanna, z'Sendelfenga, Will i hanga, An dr Stanga!“

HGV

Warum die Gärtringer „d'Keaspälter“ heißen

Es lebte einmal in Gärtringen (nach der Franzosenzeit soll es gewesen sein) ein armer Mann, Hans mit Namen. Er besaß nichts, weder Haus noch Hof, weder Acker noch Wiese. Dennoch schlug sich der Hans recht gut durchs Leben. Fast täglich ging er in den Wald hinaus und sammelte dort das duftende harzreiche Kiefernholz. Daraus spaltete er daheim dünne Späne. Diese Kiefernspäne band er mit Fäden oder, wenn er keine hatte, mit Grashalmen zu kleinen Büschelchen zusammen. Er achtete wohl darauf, daß keines derselben größer wurde, als daß er es mit einer Hand noch gut umfassen konnte. Nun trug er die Kienspanbüschelchen in die Häuser, um sie zu verkaufen. Dort hoffte er, wie man schon wußte, auf ein gutes Essen. Sein Magen faßte unglaubliche Mengen. „Drei Pfond Brot ond drei gschdandene Milcha send bloß 's Maul g'reizt“ war sein Schlagwort. War den Leuten der Gefräßige ungeschickt, so brauchten sie nur zu sagen: „O Belsehannes, heit geits saure Brüah onds Schbätzla“ und schon war er ver-

schwunden. Roch er aber irgend wo Kaffee, dann soll der Hans selten unter zehn Ohrenschüsselchen getrunken haben. Kochte eine Frau besonders gut, dann sparte er nicht mit dem Lob, wiegte zum Dank ihre kleinen Quälgeister, oder schenkte ihnen selbstgemachte Besen. Nur mit seinen Kienspänen geizte er. Er wußte wohl, daß die Leute das wichtige Anfeuerungsmittel nötig brauchten. Meinte darum einmal eine Frau: „Heit ischs Büschele aber klo!“ war seine bündige Antwort: „I komm jo wieder“. An anderen Tagen mußte er ja auch essen! Ebenso trieb er's in den Nachbarorten, und jedermann wußte, was sein Ruf: „Kea, Weiber, Kea, 's Büschele om zea!“ zu bedeuten hatte.

Uralt und wunderlich soll der Beisehannes geworden sein, und bald hätte man meinen können, er sterbe überhaupt nicht mehr. Doch gut ist's, daß er nimmer hat miterleben müssen, wie man auch ohne Kienspäne auskommen kann. Sicher wäre er sonst Hungers gestorben.